

Gigi

Zeitschrift für sexuelle Emanzipation

März/April 2010

No. 66

EUR 3,50

Die Frau vom Checkpoint Gender

Zu Risiken und Nebenwirkungen
deutscher Queer Politics

ISSN 1437-3076



Highlights

Das Titelfoto zeigt die Rocksängerin Patti Smith, fotografiert 1975 von Robert Mapplethorpe
© Robert Mapplethorpe Foundation. Used by permission

6

Halina Wawzyniak ist Bundestagsmitglied für Die Linke, also gegen Internetzensur und Überwachungsstaat. Warum sie Bürgern mit der Staatsgewalt droht, die ihr heikle Denksportaufgaben zu Hartz IV senden, erklären E-Mails von INGO SCHMITT

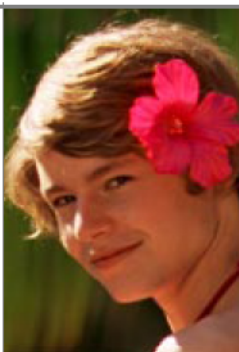


22

Muhammed bin Raschid Al Maktum ist Herrscher des Emirats Dubai, leistet sich zwei Frauen und sechzehn Kinder und hat Angst, daß sein Mini-Reich das Homo-Mekka am Golf werden könnte. Wie weit es schon ist, schildert THOMAS K. GUGLER

34

Der zwölfjährige Greg aus Hannah Hilliards Kurzfilm „Franswa Sharl“ liebt weniger Schwimm- als Schönheitswettbewerb und die Travestie: Über weitere Höhepunkte der 60. Internationalen Filmfestspiele Berlin informiert Sie DANIEL ALDRIDGE



38

Bundesdeutsche Homo-Zeitschriften starben meist an Unterernährung. Nun legt sich eine schuldenfreie gedruckte Tunte auf die Bahre, der Fräulein Sally Bowles She was the happiest corpse I've ever seen nachsingen könnte, meint EIKE STEDEFELDT

Editorial

- Deutschland, deine Kreuze 3
Eine Holocaust-Gedenkveranstaltung der Sängerin Marianne Rosenberg am 27. Januar in Bochum besuchte DIRK RUDER

Schwerpunkt

- Queer als Volk 4
Wie „lesbisch“ und „schwul“ in Deutschland zu „queer“ wurde und mit welchen politischen Folgen. Von FLORIAN MILDENBERGER

Politik & Kultur

- Clockwork ticking 12
Was bedeutet es, wenn Sexualitäten als krank definiert werden? Zur dunklen Seite der Sexualtherapie schreibt SEBASTIAN ANDERS

- Kognitive Verzerrungen 17
Ein Fachbuch, das Therapeuten auf die Zwangsbehandlung von Sexualstraftätern vorbereiten soll, analysierte SEBASTIAN ANDERS

- Nachtgallenzungen 18
Bundestagsabgeordnete bekommen viele Emails, aber nur der Guido Westerwelle so eine Liebeserklärung von INGO SCHMITT

- Die Frau vom Checkpoint Gender 20
Zum Gender-Check von der Renaissance bis heute nach Wien, Frankfurt/M. oder Humlebaek? Tips von FLORIAN MILDENBERGER

- Dubai Underground 22
Im reichsten arabischen Emirat blüht trotz offiziellen Verbots eine schwule Partyszene. Auf Clubtour begab sich THOMAS K. GUGLER

- Tiger mit Nasenbluten 24
Was von Potenz-Generika zu halten ist und was sie physisch, sozial und politisch bewirken, erläutert FLORIAN MILDENBERGER

- Gemachte Männlein, Schnupperschwule 26
Schwule, meint das Magazin der Süddeutschen Zeitung, sind die „Leistungsträger unserer Zeit“. Eine Mediensatire von WOLF KERN

- Muß man? Hätte er? 30
Vor 75 Jahren wurde Hubert Fichte geboren. Eine Annäherung an den Romancier und Journalisten wagte STEFAN BRONIEWSKI

- Frisch vom Fleischmarkt 31
Innenansichten des Escort-Jobs liefert Cem Yildiz im Buch „Fucking Germany“. Eine Empfehlung von MARKUS BERNHARDT

- Das Buch für danach 32
Mit seiner Analyse „Making Sex Revisited“ gelang dem Biologen Heinz-Jürgen Voß ein großer Wurf, meint FLORIAN MILDENBERGER

- Altjungferlich, jung und englisch 33
Christopher Isherwoods Debutroman „Lions & Shadows“ ist nun erstmals auf Deutsch erschienen. Gelesen hat ihn INGO FLOTHEN

- Die Rückkehr der tanzenden Torten 34
Die Highlights des Homo-Cinemas auf den 60. Internationalen Filmfestspielen Berlin, zusammengefaßt von DANIEL ALDRIDGE

- He was very few words 37
Die Werkschau des schwulen Fotografen Robert Mapplethorpe in Düsseldorf's NRW-Forum Kultur & Wirtschaft sah DIRK RUDER

- Rente mit 67 38
Gigi entstammt der Ära Rot-Grün, wie auch die „Agenda 2010“. Wir haben 2010? Höchste Zeit, zu geh'n, meint EIKE STEDEFELDT

Standard & Latein

- kurz & klein 10
Errata / Impressum 25
kleinholz 28

Das Buch für danach

Als Homosexualität noch schmutzig und verboten war, scherten sich Historiker, Kulturwissenschaftler und Geschichtsphilosophen zumeist nicht viel um die Bedeutung von männlicher Sexualität in der Geschichte. Es gab ja nichts zu in Frage zu stellen. Doch kaum war der 175er gestrichen und die Homosexuellen- zu einer Ehebewegung ohne gesamtgesellschaftlich kritischen Anspruch verkommen, wurden „Sex“, „Gender“ und „Homo“ zu In-Themen der akademischen Wissenschaft. Darüber Bilanz zu ziehen ist nun einfacher dank des Buches „Making Sex revisited“ von Heinz-Jürgen Voß, behauptet
FLORIAN MILDENBERGER

Die gezeigten Schriften

François Poullain de La Barres (1647-1725) – „Über die Erziehung der Frauen hinsichtlich der Wissenschaften und Sitten“ (1674), „Über die Vorzüglichkeit der Männer/Menschen gegenüber der Gleichheit der Geschlechter“ (1675) sowie „Von der Gleichheit der beiden Geschlechter“ (1676) – wurden von seinen Zeitgenossen „eher amüsiert aufgenommen, als ein Werk, das keiner ernsthaften Erwiderung bedürfte“, so Heinz-Jürgen Voß. Seiner Zeit voraus, lieferte De La Barre als eine(r) der ersten Feminist(innen) „eine auf Vernunft aufbauende Logik. Er habe das Geschlecht nur als exemplarisches Beispiel gewählt, um mit der Philosophie Descartes' die Schwächen der Gesellschaftsordnung aufzuzeigen. Er verlangte, daß alle Menschen auch unabhängig des Standes, alle Möglichkeiten in der Gesellschaft haben müßten.“

Seit den frühen 1990er Jahren vollzog sich eine Homosexualisierung in der Wissenschaftsgeschichte, von der weder Magnus Hirschfeld noch Iwan Bloch je zu träumen gewagt hätten. Im Gegensatz zu diesen hermeneutischen Ahnvätern dominierte in den Schriften der rosa Traumtänzer aus

Nun aber naht Linderung, eine umfassende Kritik bisheriger Theorieentwicklungen, die Widerlegung liebgegener Modelle (Laqueur!) wird endlich rezipiert, Errungenschaften medizinhistorischer Kritik und Forschung flossen in das hier zu würdigende Werk ein und wurden synthetisiert.



Kultur- und Geschichtswissenschaft theoretisches Geschwurbel, das sukzessive die Quellenarbeit verdrängte und jede Affinität zu den Erkenntnissen moderner Naturwissenschaften oder der Medizin vermissen ließ.

Es waren zwei Gelehrte, die klar und deutlich betonten, was Frauen- und Geschlechterforscher egal welchen biologischen und sozialen Geschlechts schon immer hatten hören wollten: Michel Foucault und Thomas Laqueur. In den Eingeweiden des einen konnte immer wieder etwas neues zur „Biomacht“ gefunden werden, in den Werken des anderen war klar definiert, wann soziale und biologische Geschlechter in der westlichen Welt konstruiert worden waren. Generationen von Hochschullehrern verließen die Pfade der Erkenntnis, denen sie selbst nachgeeiert waren, und verführten ihre Schüler – darunter anfänglich auch den Autor – mit dem süßen Honig der Vereinfachung. Je komplexer die globalisierte Welt ringsumher wurde, desto billiger und dümmer wurden die Erkenntnisse in vielen Zimmerchen des akademischen Elfenbeinturms. Es gab Widerstand dagegen, doch wer wollte schon auf Kritiker wie Michael Stolberg oder Martin Dinges hören, denen zudem der Odem der Heterosexualität anhing? Als Krönung erfolgten schließlich die Eindeutschungen anglo-amerikanischer Herrschaftskritiken, die zu praxisfreien Denkmodellen umgemodelt wurden (Queer Theory, Gender Studies).

Heinz Jürgen Voß ist mit „Making Sex Revisited“ ein großer Wurf gelungen. Er stellt zunächst die unterschiedlichen Annäherungen seiner Kollegen an die Geschichte von Sexualitäten vor und leitet dann, quasi nebenbei, zu den wissenschaftshistorisch sauber aufbereiteten Erkenntnissen aus Antike, Mittelalter und Früher Neuzeit über. Die vielfach angedachte Synthese von Natur- und Geisteswissenschaften findet hier (beinahe) statt. Zwischenbilanzen erlauben es dem erschöpften Leser, zu Atem zu kommen, denn dicht fliegen ihm die Informationen um die Ohren.

Und hiermit wäre eines der Probleme des vorliegenden Werkes angesprochen: Nur der vorgebildete Fachmann blickt durch, und Fach„mann“ ist in diesem Zusammenhang so gemeint, wie es geschrieben ist. Mit feministischen Theoriekonstrukten sozialisierte Forscherinnen werden schon am ersten Kapitel scheitern. Doch Voß ist da ehrlich und zitiert Pusch und sein Buch „Das Deutsche als Männersprache“ von 1984. Selbst traditioneller Medizingeschichtsschreibung verpflichtete Leser werden bisweilen ächzen, zum Beispiel, wenn Voß in Kapitel II mit der klassischen Darstellungsform der „großen Gelehrten“ bricht und verblichene Heroen wie Richard Goldschmidt oder Josef Halban in Kontext und Konstrukte einordnet und präsentiert. Gerade darin zeigt sich die Qualität des vorliegenden Buches.

Richtig kompliziert wird es ab Seite 237, wo Voß jeden Leser wissen läßt, daß er nicht „nur“ Historiker,

sondern auch Diplombiologe ist. Unfreiwillig zeigt er, daß hermetische Sprachkonstrukte gerade auch Naturwissenschaftlern gefallen. So ähneln sie in gewisser Weise ihren AntagonistInnen von der Genderseite. Ähnlich wie diese erkennt auch Voß die reinen akademischen Wissenschaften nur als solche an. Die im Volksglauben über Jahrhunderte transportierten Populärversionen vormals gesicherter Erkenntnisse, die längst zu Vorurteilen und Aberglauben destilliert waren, spielen in seinem Werk nur eine untergeordnete Rolle. Das ist insofern schade, als die Kernthesen Laqueurs mittlerweile zu populären Glaubensansichten geworden sind. Jedoch zeigt Voß klar und deutlich, wie Wege der Erkenntnis in Zukunft zu beschreiten sind: nicht vereinfachend, sondern komplex, multikausale Ursachen erwägen, materielle Aspekte nicht vergessen, stets die Frage „Cui bono?“ stellen. Wann wird die Epigenetik interessanter als die reine Genetik? Warum verändern sich zu gewissen Zeiten Forschungsanstrengungen? Voß gibt keine einfachen Antworten, er liefert komplexe Denkmodelle und verlangt vom Leser, daß er selbst weiterforscht. Die Beherrschung der Grundkonzepte der zeitgenössischen naturwissenschaftlichen Biologie und Medizin ist schlichtweg Voraussetzung für die Lektüre. Hinzu tritt die Infragestellung all derjenigen Werke, die in den letzten Jahren in Unkenntnis dieser Tatsache entstanden sind.

Heinz-Jürgen Voß kann sich sicher sein, gerade in diesem Zusammenhang besonders viele neue „Freunde“ gewonnen zu haben. Ganz selbstverständlich geht er davon aus, daß das Studium von Originalquellen eine Kernkompetenz von Wissenschaftshistorikern sein muß. Dies kann als Absage an die neuen Heroen der Wissenschaftstheorie verstanden werden (zum Beispiel Galison, Latour etc.). Abschließend ist es ferner notwendig, zu betonen, daß Voß keine Totalabkehr von den Denkmodellen seiner Zunft fordert. Er ist eben gerade nicht der großspurige Prophet, sondern offenbar ein begeisterter und begeisternder Gelehrter, der die positiven Aspekte aus den Werken seiner Ideengeber und Lehrer zusammensucht und neu verbindet. „Making Sex Revisited“ ist kein Aufruf an Bilderstürmer oder ungebildete Revolutionäre, es ist ein Appell an die Vernunft. Und die Stimme der Vernunft ist bisweilen leise, dafür aber sympathisch und für Kritik offen. Im Gegensatz zu vielen anderen Forschern auf diesem Gebiet freut sich der Autor über Anmerkungen. Wer will, kann mit ihm bloggen unter <http://dasendedessex.blogspot.de/>.

Heinz-Jürgen Voß: *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Transcript-Verlag, Bielefeld 2010, 463 Seiten, 34,80 Euro



Altjüngferlich, jung und englisch

Die zwanghafte Lüge, die Mythomanie, ist das erste Mittel des Schriftstellers. In der Medizin gilt sie als Zeichen für kognitive und psychoaffektive Unreife, als narzißtische Persönlichkeitsstörung; den Betroffenen fällt es schwer, Reales von Imaginärem zu unterscheiden. Der Roman jedoch freut sich an der Fabuliersucht seiner Meister, das Adelsgeschlecht derer von Münchhausen hält die Hand über ihn. Wie aber steht es um die Autobiographie? Wieviel Lüge verträgt sie? Genauer: Wieviel Lüge verträgt die Autobiographie als Roman? Denn genau dies macht Christopher Isherwood mit seiner erstmals 1938 erschienenen Biographie „Löwen und Schatten“. Wie Edward Upwards autobiografische Trilogie „The Spiral Ascent“, wie Albert Camus’ „Der erste Mensch“ schreibt Isherwood einen Roman der realen Begebenheiten – a novel of fact. Sein Stoff: etwas Schule, etwas Studium, etwas Bohème – und viel Britishness. Eine englische Jugend in den zwanziger Jahren. Alles, was der Kontinentale sich ganz und gar englisch denkt, hat denn auch seinen Auftritt: Tweed-Jackets und Pfeifen, Bridge, Golf und Rudern, nicht ziehende Kamine, Debattierclubs, Collegegespenster, und auch Trimesterfeiern mit Butterschlachten – die Welt der diplomierten Inselezentriker en gros. Und so sehr auch die „patientiert-parfümierten Mundwasser“ erfreuen mögen, das „blutsaugerisch blasierte Ungeheuer Cambridge“ amüsiert – es lockt nicht wirklich. Auch dann nicht, wenn über die „Ritterlichkeit in der englischen Literatur“ extemporiert wird, während man wohlgefällig Mitschüler züchtigt – „Ich glaube nicht, daß ich ihm sehr wehgetan habe.“ Was die Aufzucht von Autorität durch institutionalisierte Gewalt und Demütigung, diese ganze paramilitärische Hackordnung der Colles, wirklich bedeutet, in welche Abgründe sie führen kann, privat und gesellschaftlich, das sollte uns erst viel später beigebracht werden – besonders scharf in Lindsay Andersons Film „If“. Kein Wort davon bei Isherwood, kein Ahnen, kein Argwöhnen, das Massaker von Columbine ist fern. Aber das Dichten, und die Dichter! Zuallererst Mortmere, das ist Englishness at its best. Zwei hochfahrende Cambridge-Jünglinge, Isherwood und Allan Chalmers, phantasieren sich eine „Andere Stadt“. Mortmere, das ist ein aus Dürers Melencolia I erwachsenes Pandämonium schrulliger Figuren, als Gegenwelt erbaut zum Ennui des Studierens, eine literarische Kreuzung aus Tim Burton und Terry Gilliam und gleichzeitig so etwas wie die Geburt des Schriftstellers aus dem Geist des höheren Unfugs. In Mortmere bevölkern skurrile Wesen skurrile Räume: paralytische Säuglinge, engelzüchtende Pfarrer, auf Einbruch dressierte Schlangen, in Nekrophilenbordellen und Rattenhospizen, allesamt surrealistisch verzerrt und ineinander verwoben, spleenig, bukolisch, obszön, und vor allem: „rattenhaft“ – das höchste Lob. Le mot juste ist die Lösung aller Probleme. Hitler putscht gerade in München.

Allan Chalmers, das ist Edward Upward. Und so, wie sich hinter Chalmers, mit dem Isherwood eine Art geheimbündlerische „Gesellschaft für gegenseitige Bewunderung“ bildet, Edward Upward verbirgt, der poetisch-revolutionäre Dichter von „Reise an die Grenze“, so heißt Hugh Weston, dieser ungewaschene, frühreif-altkluge Typ mit der „überlegenen Unanständigkeit“, eigentlich W. H. Auden, Englands späterer poeta doctus von allen Gnaden. Neben der Freak-Menagerie Mortmere sind es vor allem die wie beiläufig hingeworfenen Portraitminiaturen der literarischen Weggefährten Isherwoods, der sogenannten Auden-Generation, die begeistern. Stephen Spender, alias Stephen Savage, war ein Freundesgenie „von tobender Fröhlichkeit – es war wie die Umarmung eines enormen Bären“. Und natürlich ist „Löwen und Schatten“ auch eine éducation sentimentale, zuvorderst die eines Schriftstellers. Von der Chimäre Mortmere im Stich gelassen – die pubertär-manierierten Concetti tragen nicht mehr –, gilt es, erwachsen zu werden als Künstler. Der zeitweilig übergeworfene „schwarze Byronsche Exilantenmantel“ wird abgelegt, der neurotische, gingebränkte Jüngling, der sich in dramatisch-düsterer Dichterpose gefällt und den „Roman als Taschenspielererei“ begreift, lernt Adjektive zu zügeln und die Fallstricke des Romanciers zu umgehen. 24 Jahre alt ist Isherwood, da erscheint sein erster Roman – „und die Straßen waren voll flatternder Fahnen“. Und die Lüge? Wie steht es um das Lügengespinnt, das Mythomane in dieser Autobiographie, in diesem „Roman“? Wenn wir E. M. Forster folgen, der auf die Frage, was einen Roman ausmache, so wunderbar unliterarisch antwortet: „Yes – oh dear yes – the novel tells a story“, dann müssen wir Isherwood enttäuschen: Nein, eine Geschichte erzählt er nicht, so oft er auch fiktive Namen verteilt und sich selbst in dritter Person als Romanfigur gestaltet. Wenn aber einen Roman schreiben heißt, lügen zu können, um die Wahrheit zu sagen, dann soll Isherwoods Autobiographie, in der wohl, wie in jeder Selbstbetrachtung, Realität und Imagination gehörig vermennt werden, einzig um das Geheimnis des Lebens geschickt zu verhüllen, getrost als Roman gelesen werden – selbst wenn der Charme des Banalen einen dafür etwas zu oft in den Bann zieht. Ach ja, noch eins: der Sex. Schließlich geht es um eine recht testosterone Zeit, das Mannesalter zwischen 17 und 24. Es gibt ihn nicht. Spröde und altjüngferlich lebt er in London und Cambridge dahin, zu dick noch sind die „Eisschichten puritanischer Erziehung“. Seine Freunde: „Du stirbst noch als ängstlicher verrunzelter Peter Pan.“ Am 14. März 1929 jedoch, das Datum markiert das Ende von „Löwen und Schatten“, reist Isherwood mit dem Nachmittagszug nach Berlin; er will ein unartiger Junge werden. Und es wird ihm gelingen – „in dieser erstaunlich lasterhaften und doch im Grunde so respektablen Stadt“.

INGO FLOTHEN

Christopher Isherwood: *Löwen und Schatten – Eine englische Jugend in den Zwanziger Jahren. Aus dem Englischen von Joachim Kalka*. Berenberg Verlag, Berlin 2010. 320 Seiten, 25,00 Euro
Das Foto zeigt W. H. Auden, Stephen Spender und Christopher Isherwood auf Fire Island (1947)